

Dr. Abramsky sagte eine Weile nichts und blickte bloß in die Ferne. Es ist richtig, sagte er dann, daß Ambrose Adelwarth nicht von seinen Verwandten bei uns eingewiesen wurde, sondern sich aus freien Stücken unter psychiatrische Aufsicht begeben hat. Was er mit diesem Schritt bezweckte, ist mir lange nicht klar gewesen, denn er hat nie etwas von sich erzählt. Fahnstocks Diagnose lautete auf schwere Melancholie im Senium, verbunden mit stuporöser Katatonie, doch stand hierzu im Widerspruch die Tatsache, daß Ambrose keinerlei Anzeichen der gemeinhin mit diesem Zustand einhergehenden körperlichen Verwahrlosung zeigte. Ganz im Gegenteil legte er den denkbar größten Wert auf seine äußere Erscheinung. Nie habe ich ihn anders als im dreiteiligen Anzug und mit tadellos gebundener Schleife gesehen. Nichtsdestoweniger erweckte er, selbst wenn er nur am Fenster stand und hinausblickte, stets den Eindruck, als sei er von einem heillosen Leid erfüllt. Ich glaube nicht, sagte Dr. Abramsky, daß ich jemals einem schwermütigeren Menschen begegnet bin als Ihrem Großonkel; jedes seiner beiläufigen Worte, jede seiner Gesten, sein ganzer, bis zuletzt aufrechter Habitus kam eigentlich einem immer wieder aufs neue vorgebrachten Absentierungsgesuch gleich. Bei den Mahlzeiten, zu denen er sich aufgrund seiner selbst in der ärgsten Zeit unbedingt

gebliebenen Höflichkeit unschlüssig einfand, legte er sich zwar noch vor, was er aber zu sich nahm, war so wenig wie die symbolische Wegzehrung, die man dereinst zu den Toten auf die Gräber hinausbringt. Bemerkenswert war auch, mit welcher Bereitwilligkeit Ambrose sich der Schockbehandlung unterzog, die zu Beginn der fünfziger Jahre, wie mir rückblickend erst aufgegangen ist, wahrhaftig an eine Folterprozedur oder ein Martyrium heranreichte. Mußten die anderen Patienten nicht selten mit Gewalt in die Apparatkammer gebracht werden (*frog-marched*, lautete der Ausdruck, dessen sich Dr. Abramsky an dieser Stelle bediente), so saß Ambrose zum anberaumten Zeitpunkt jedesmal schon auf dem Hocker vor der Türe und wartete, den Kopf an die Wand gelehnt, die Augen geschlossen, auf das, was ihm bevorstand.

Einer von mir geäußerten Bitte entsprechend, berichtete Dr. Abramsky eingehender über die Schocktherapie. Ich war, sagte er, zu Beginn meiner psychiatrischen Laufbahn der Auffassung, daß es sich bei der Elektroschockbehandlung um ein humanes und effektives Verfahren handelte. Fahnstock hatte mir in seinen Erzählungen »aus der Praxis« wiederholt drastisch geschildert, und auch während des Studiums hatte man uns darüber aufgeklärt, wie früher, als man mit Insulininjektionen pseudoepilepti-

sche Anfälle auslöste, die Patienten mit verzerrtem, blau angelaufenem Gesicht oft minutenlang in einer Art Todeskrampf sich krümmten. Gegenüber diesem Vorgehen bedeutete die Einführung der elektrischen Behandlung, bei der genauer dosiert und bei extremer Reaktion sogleich abgebrochen werden konnte, an sich schon einen beträchtlichen Fortschritt, und vollends legitimiert war sie unseres Erachtens, als anfangs der fünfziger Jahre durch Narkotisierung und Verabreichung muskeltenspannender Mittel die schlimmsten Nebenschäden wie Schulter- und Kieferluxationen, abgebrochene Zähne und andere Frakturen vermieden werden konnten. Aufgrund dieser weitgehenden Verbesserungen in der Durchführung der Schockbehandlung übernahm Fahnstock, indem er über meine bedauerlicherweise nicht sehr nachdrücklichen Einspruchsversuche mit der für ihn bezeichnenden Unbekümmertheit sich hinwegsetzte, ein halbes Jahr etwa, bevor Ambrose zu uns kam, die von dem deutschen Psychiater Braunmühl befürwortete sogenannte Blockmethode, bei der nicht selten über hundert Schocks in Abständen von jeweils nur wenigen Tagen verabfolgt wurden. Selbstverständlich konnte bei solcher Behandlungsfrequenz von einer ordentlichen Protokollierung und Evaluation des therapeutischen Fortgangs, auch im Falle Ihres Großonkels, nicht mehr die Rede sein. Außer-

dem, sagte Dr. Abramsky, ist das gesamte Aktenmaterial, die Anamnesen, die Krankengeschichten und die unter Fahnstock ohnehin nur recht kursorisch geführten Tagesberichte, in der Zwischenzeit wahrscheinlich längst von den Mäusen gefressen worden, die von der Narrenburg nach ihrer Auflassung Besitz ergriffen und sich seither dort drinnen bis ins Ungeahnte vermehrt haben. Jedenfalls höre ich in windstillen Nächten ein ständiges Huschen und Rascheln durch das ausgetrocknete Gehäuse gehen, und bisweilen, wenn der volle Mond hinter den Bäumen heraufkommt, erhebt sich auch, wie mich dünkt, ein aus Tausenden von winzigen Kehlen gepreßter, pathetischer Gesang. Dem Mäusevolk gilt heute meine Hoffnung, und sie gilt den Holzbohrern, den Klopfkäfern und Totenuhren, die das ätzend an einigen Stellen schon nachgebende Sanatorium über kurz oder lang zum Einsturz bringen werden. Ich habe von diesem Einsturz einen regelmäßig wiederkehrenden Traum, sagte Dr. Abramsky und blickte dabei in die Fläche seiner linken Hand. Ich sehe das Sanatorium auf seinem erhobenen Platz, sehe alles zugleich, das Gebäude in seiner Gesamtheit sowohl als jede kleinste Einzelheit, und ich weiß, daß das Fachwerk, das Dachstuhlgebälk, die Türstöcke und Paneele, die Böden, Dielen und Stiegen, die Geländer und Balustraden,

Rahmungen und Gesimse unter der Oberfläche restlos bereits ausgehöhlt sind und daß jeden Augenblick, wenn der aus der blinden Heerschar der Käfer auserwählte mit einem letzten Schaben seines Kieferrands den letzten, schon gar nicht mehr materiellen Widerstand durchbricht, alles in sich zusammensinken wird. Und so geschieht es dann auch, vor meinen Traumäugen, mit unendlicher Langsamkeit, und eine große, gelbliche Wolke steigt auf und verweht, und an der Stelle des ehemaligen Sanatoriums bleibt nichts als ein Häufchen puderfeines, blütenstaubähnliches Holzmehl. Dr. Abramsky hatte mit immer leiser werdender Stimme gesprochen, kehrte aber nun, nach einer Pause, in der sich das von ihm imaginierte Schauspiel, wie ich mir dachte, noch einmal in seiner Einbildung vollzog, in die Wirklichkeit zurück. Fahnstock, so setzte er wieder ein, Fahnstock hatte seine nervenärztliche Ausbildung in einer Lemberger Anstalt absolviert, unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg; zu einer Zeit also, da die Psychiatrie in erster Linie mit der sicheren Verwahrung und Niederhaltung der Internierten befaßt war. Er neigte darum von Haus aus dazu, die durch eine fortgesetzte Schockbehandlung regelmäßig sich einstellende Verödung und Einebnung des kranken Subjekts, die zunehmende Schwerbesinnlichkeit, das verlangsamte Denken, den herabgeminderten To-

mus, ja sogar das gänzliche Verstummen als therapeutischen Erfolg zu verbuchen. Dem entsprechend betrachtete er die ihm bis dahin nicht vorgekommene Fügsamkeit des Ambrose, der als einer der ersten Gäste in unserem Haus mit einer über Wochen und Monate sich hinziehenden Serie von Schocks behandelt wurde, als ein Ergebnis des neuen Verfahrens, obgleich diese Fügsamkeit in Wahrheit, wie ich damals bereits zu ahnen begann, auf nichts anderes zurückzuführen war als auf die Sehnsucht Ihres Großonkels nach einer möglichst gründlichen und unwiderruflichen Auslöschung seines Denk- und Erinnerungsvermögens.

Dr. Abramsky verfiel abermals in ein längeres Schweigen und studierte angelegentlich die Linien in seiner linken Hand. Ich glaube, fuhr er dann fort, indem er aufblickte zu mir, ich glaube, es war der unverkennbar österreichische Tonfall Fahnstocks, der mich anfangs eingenommen hat für ihn. Er mahnte mich an meinen Vater, der aus Kolomea stammte und wie Fahnstock nach dem Zusammenbruch des Habsburgerreiches aus Galizien nach dem Westen gewandert ist. Fahnstock hat versucht, in seiner Heimatstadt Linz wieder Fuß zu fassen, mein Vater wollte in Wien im Spirituosenhandel eine Existenz sich gründen, aber beide sind gescheitert an den damals herrschenden Verhältnissen, der eine in Linz und

der andere in der Leopoldstadt. Im Frühjahr 1921 ist mein Vater schließlich nach Amerika aufgebrochen, und Fahnstock muß in den Sommermonaten in New York angelangt sein, wo er seine psychiatrische Laufbahn bald wieder aufnehmen konnte. 1925, nach zwei Dienstjahren in einem staatlichen Krankenhaus in Albany, trat er die Stellung in der damals gerade neu gegründeten privaten Nervenheilanstalt Samaria an. Etwa um die gleiche Zeit ist mein Vater bei einer Kesselexplosion in einer Sodafabrik in der Lower East Side ums Leben gekommen. Seine Leiche wurde nach dem Unglücksfall in teilweise gekochtem Zustand aufgefunden. Mir hat der Vater, wie ich in Brooklyn aufgewachsen bin, oft sehr gefehlt. Er war ein selbst angesichts der größten Widerigkeiten zuversichtlicher Mensch gewesen; die Mutter hingegen wirkte nach seinem Tod nur noch wie ein Schatten. Ich glaube heute, daß ich, weil vieles an Fahnstock den Vater wachrief in mir, zunächst kritiklos mich angeschlossen habe an ihn, als ich meinerseits die Assistentenstelle im Haus Samaria übernahm. Erst als Fahnstock, der nie den geringsten wissenschaftlichen Ehrgeiz gehabt hatte, gegen Ende seiner nervenärztlichen Karriere mit der Block- oder Anihilierungsmethode eine psychiatrische Wunderwaffe entdeckt zu haben glaubte und sich mehr und mehr in eine Art Wissen-

schaftswahn hineinsteigerte — er beabsichtigte sogar, eine Abhandlung über Ambrose zu schreiben —, erst dann ist mir an seinem Beispiel und an meinem eigenen Zögern etwas anderes aufgegangen, nämlich unsere entsetzliche Ignoranz und Korruptierbarkeit.

Es war beinahe Abend geworden. Dr. Abramsky führte mich durch das Arboretum zu der Einfahrt zurück. Er hatte den weißen Gänseflügel in der Hand und deutete damit bisweilen die Wegrichtung an. Ihr Großonkel, sagte er, indem wir so gingen, ist gegen das Ende zu von einer progressiven, wahrscheinlich von der Schocktherapie verursachten Erstarrung seiner Gelenke und Glieder befallen worden. Er konnte sich bald nur noch mit der größten Mühe versorgen. Fast den ganzen Tag hat er gebraucht, um seine Kleider anzulegen. Allein zum Anbringen der Manschettenknöpfe und zum Binden der Schleife benötigte er Stunden. Und kaum ist er mit dem Anziehen fertig gewesen, mußte er wieder an das Sichauskleiden denken. Außerdem litt er jetzt andauernd an Sehstörungen und schweren Kopfschmerzen, weshalb er oft einen grünen Zellophanschirm über den Augen trug — like someone who works in a gambling saloon. Als ich ihn am letzten Tag seines Lebens auf seinem Zimmer aufsuchte, weil er zum erstenmal verabsäumt hatte, zur Behandlung zu kommen, da

stand er mit diesem Zellophanschirm am Fenster und schaute auf die jenseits des Parklands gelegene Moorwiese hinaus. Absonderlicherweise hatte er ein paar schwarze Ärmelschoner aus einem satinarartigen Stoff übergezogen, wie er sie wahrscheinlich früher einmal zum Silberputzen zu tragen pflegte. Auf meine Frage, weshalb er nicht wie sonst zum vereinbarten Zeitpunkt sich eingefunden habe, erwiderte er — ich entsinne mich genau seines Wortlauts —: It must have slipped my mind whilst I was waiting for the butterfly man. Ambrose hat sich nach dieser rätselhaften Bemerkung sogleich mit mir zu Fahnstock in den Behandlungsraum begeben und hat dort so widerstandslos wie immer alle vorbereitenden Maßnahmen über sich ergehen lassen. Ich sehe ihn, sagte Dr. Abramsky, vor mir liegen, die Elektroden an der Stirn, den Gummikeil zwischen den Zähnen, eingeschnallt in die an den Behandlungstisch angenietete Segeltuchumhüllung wie einer, der gleich beigesetzt werden soll auf hoher See. Die Applikation verlief ohne Zwischenfall. Fahnstock stellte eine ausgesprochen optimistische Prognose. Ich aber erkannte am Gesicht von Ambrose, daß er bis auf einen geringen Rest nun vernichtet war. Als er aus der Betäubung zu sich kam, gingen die seltsam starr gewordenen Augen ihm über, und ein für mein Gehör bis heute nicht vergangener Seufzer

stieg auf aus seiner Brust. Ein Pfleger brachte ihn auf sein Zimmer zurück, und dort habe ich ihn im Morgenrauen des folgenden Tages, als mein Gewissen mich plagte, auf seinem Bett liegen gefunden in Lackstiefeln und sozusagen voller Montur. Dr. Abramsky ging den Rest des Wegs stillschweigend neben mir her. Auch zum Abschied sagte er nichts, sondern machte nur mit dem Gänseflügel einen Fahrer in die schon dunkler werdende Luft.

Als ich Mitte September 1991, in einer Zeit entsetzlicher Dürre, von England aus nach Deauville gefahren bin, war die Saison längst zu Ende gegangen, und selbst das *Festival du Cinéma Américain*, mit dem man dort die einträglicheren Sommermonate ein wenig zu verlängern versucht, war schon vorbei. Ich weiß nicht, ob ich mir, entgegen jeder vernünftigen Annahme, etwas Besonderes von Deauville erwartet habe — einen Rest von Vergangenheit, grüne Alleen, Strandpromenaden oder gar ein mondänes oder demimondänes Publikum; was immer meine Vorstellungen gewesen sein mögen, es zeigte sich sogleich, daß dieses einst legendäre Seebad, genau wie jeder andere Ort, den man heute, ganz gleich, in welchem Land oder Weltteil, besucht, hoffnungslos heruntergekommen war und ruiniert vom Autoverkehr, vom Boutiquenkommerz und der auf jede Weise